

Meine Erlebnisse im Krankenhaus in Tblissi:

Es war Donnerstag, der 2. August 1973.

Mir war unterwegs schlecht geworden nach einem Essen im Restaurant Intourist auf der Strecke von Ordshonikidse nach Tblissi. Etwa 10 km vor Tblissi musste ich mich dann nach heftigen Kreislaufstörungen, Summen in Armen und Beinen,, heftigem Erbrechen und dann hier in Tbilisi auch starkem Durchfall in ärztliche Behandlung geben.

Vom Hotel aus wird nach einem Arzt gerufen. Nach kurzer Zeit erscheinen 3 Damen mit einem Arzneikoffer, die mir jedoch wegen Sprachschwierigkeiten nicht helfen können und mir bedeuten, mit ihnen ins Krankenhaus zu fahren wegen des Verdachts auf Cholera.

Ich fahre im Krankenwagen mit und lande in der Aufnahme, wo man mühsam meine Personalien erfasst. Es werden ein paar Messungen durchgeführt (Puls, Temperatur). Dann werde ich von einem Pfleger recht bestimmt am Arm gegriffen und zu einem anderen Gebäude geführt, wo ich die Nacht zubringen soll.

Kaum bin ich da angekommen, beginnt ein unheimliches Theater. Die Schwestern wissen zunächst nichts mit mir anzufangen und es umringen mich Dutzende von Patienten, die alle eine Art Schlafanzug/Sträflingsanzug (blau-weiß gestreift) tragen, dabei gleichzeitig auf mich einreden, wenn auch recht freundlich.

Mir ist etwas unheimlich, ich verlange ein Gespräch mit meinem Freund Stefan, worauf mir erklärt wird, das Telefon sei kaputt. Später dann spricht mich einer der Kranken an, der ein bisschen Englisch kann, und der mir bedeutet, ich solle bloß versuchen, von hier wegzukommen.

Meine Stimmung ist auf dem Tiefpunkt und ich habe richtig Angst. Jetzt versuche ich, dem ganzen Krankenhaus zu entfliehen und verlange ein Taxi, das mich zum Hotel zurückbringen soll. Doch dazu ist es schon zu spät.

Man verweist auf die Überweisung und bedeutet mir, auch hier schliefe es sich ganz gut. Nach stundenlangem Warten ohne Tabletten und andere Hilfe gebe ich auf, verlange nochmals das Gespräch mit Stefan, komme in kurzer Zeit durch und werde dann zu meinem Bett geführt. Meine Klamotten werden mir abgenommen und ich bekomme den Standardschlafanzug.

Der Raum, in den ich komme, ist ca. 25 qm groß und hat 5 Betten, von denen anfangs 4 belegt sind, und später sogar zwischendurch alle 5.

Eine Waschgelegenheit im Zimmer gibt es nicht, dafür ein paar Räume weiter eine Badewanne, an der sich alle waschen müssen.

Die Toiletten sind nach französischer Manier gebaut und sehen, wie alles hier, ziemlich unhygienisch aus, und das in einem Krankenhaus für Infektionskrankheiten. Klopapier gibt es nicht. Zu meiner Überraschung wird morgens die Pravda in kleine Streifen geschnitten, die als Klopapier benutzt werden. Auch eine Verwendung.

Positiv muss man hervorheben, dass es hier eine Menge Personal gibt, das ständig wechselt, ein Rhythmus ist für mich nicht erkennbar. Alle sind sehr freundlich, nur dass kein Mensch hier Deutsch oder Englisch spricht, während ich kein Russisch verstehe.

Am nächsten Morgen bekomme ich einen Arzt und eine Ärztin zu sehen, die nach der auch bei uns üblichen Untersuchung eine halbe Stunde lang erst einen Bericht anfertigen, und im Ganzen eine Stunde in unserem Zimmer verweilen.

Überhaupt läuft hier alles ganz anders ab, als ich es von uns gewohnt bin. Geweckt wird morgens überhaupt nicht, irgendwann zwischen 8.00 und 9.00 Uhr gibt es dann ein Fieberthermometer, anschließend geht man zum Frühstück auf den Flur, wo einige Tische und Stühle stehen. Danach ist erst einmal Ruhe, als nächstes erscheint irgendwann eine Dame, die mit einem Naturborstenbesen etwas nachlässig über den Parkettfußboden streicht, eine Desinfektionslösung ist nicht zu sehen.

Dafür riecht es dann auch anders als in unseren Krankenhäusern. Dann kündigt sich die Visite an, die anscheinend aber nicht täglich ist. Nach 14.00 Uhr gibt es dann Mittagessen, zwischen 17.00 und 19.00 Uhr Abendessen, anschließend wird bis nach 24.00 Uhr bisweilen geplaudert.



Wenn ich nun an den hygienischen Verhältnissen in dem Krankenhaus einiges zu bemängeln habe, so kann ich über Personal und Mitpatienten nur Gutes berichten. Es kommt eine herzliche Atmosphäre auf. Man ist bemüht, mir jeden Wunsch von den Augen abzulesen. Dabei fungieren die schon gesünderen Patienten als Hilfskräfte der Schwestern und bringen Essen, Trinkbares usw. Man unterhält sich mittels eines mitgebrachten Sprachführers stundenlang mit mir, will wissen, was bei uns alles Mögliche kostete und vieles andere mehr. Einige junge Rotarmisten interessieren sich für unsere Bundeswehr, von einem Feindbild ist nichts zu spüren. Es sind Russen, die hier in Georgien, einer der 15 Republiken der Sowjetunion, einen sehr schweren Stand haben, wie bei uns vielleicht Ostfriesen in Bayern.

Nachts verschwinden einige Patienten durchs Fenster, dafür tauchen manchmal unbekannte Personen auf, die kurz einsteigen und den Raum wieder verlassen. Hin und wieder wird Essbares durchgereicht, Besuch hat hier noch niemand bekommen. Dafür wird im Krankenzimmer eifrig geraucht. Alle Abfälle gehen durchs Fenster und gegen die Sonne wird tagsüber kurz die Decke ins Fenster gehängt.

Stefan bekommt einen Besucherschein und kann mich mehrmals besuchen, und er animiert auch die Leute aus anderen Fahrzeugen, die wir schon seit Pjatigorsk kennen, mitzukommen und mich auch zu besuchen, an dem Tag, an dem er in Eriwan ist.

Sie bringen mir 2 Bände Gorki mit, von dem ich noch nichts gelesen hatte, was aber recht gut passte zu der Atmosphäre im Krankenhaus. Gorki beschreibt das Leben der Russen vor der Oktoberrevolution, und man hat manchmal den Eindruck, er beschrieb das Leben so wie es heute noch dort abläuft.

Um von mir Stuhlproben zu bekommen, schreckt man vor nichts zurück. Da heißt, man macht die ersten 3 Tage jeden Tag einen Einlauf, nur um irgendwelche Proben zu bekommen und sagt mir, sonst käme ich hier überhaupt nicht raus.

Die Prozedur ist recht simpel, genügt aber den hygienischen Standards nicht, wie ich meine. Eine Art Pipette aus Glas, die immer wieder verwendet wird, ist das Ende für den Einlauf. Wie ich hinterher erfuhr, beträgt die Mindestzeit für ein Leiden meiner Art (Choleraverdacht) in einem sowjetischen Krankenhaus 10 Tage. Ich bin also letzten Endes noch gut bedient gewesen, dass man mich nach 3 Tagen und 4 Nächten herausließ.

Ich setze mich am Sonntag, dem letzten Tag im Krankenhaus, noch mal auf den Flur, um mich schon mal etwas an Sitzen und Gehen zu gewöhnen, damit am Montag die Umstellung nicht zu hart würde und lese noch etwas, da kommen meine Freunde, die Rotarmisten heran, und spielen zunächst für sich Domino. Dann werde ich auch dazu geholt und dann wird den ganzen Abend Domino gespielt. Und inzwischen hat man doch herausbekommen, wie man sich unterhalten kann.

Es geht jetzt ziemlich flott von der Hand, wenn man irgendetwas erklären will, wozu einem die Vokabeln fehlen, mit Händen und Füßen, und Zeichnungen und allem möglichen und Zuhilfenahme anderer, klappt es eigentlich fast immer, sich irgendwie verständlich zu machen und der Schluss ist dann immer ein großes befreiendes Gelächter.

An diesem Abend streicht auch eine kleine Katze durchs Infektionskrankenhaus.

Stefan hat dann für Montag früh einen Intourist-Wolga nebst Chauffeur und Intourist-Dolmetscherin bestellt für 2.80 Rubel, die mich dann abholen soll. Sie kommt also Punkt 10.30 Uhr an und denkt wohl: „Nun ja, er wird dann schon gehen können“, aber man findet meine Sachen nicht, und es dauert stundenlang, bis man sie findet. Die Schwester, die sie an dem ersten Abend an sich genommen hatte, hatte wohl in der Annahme, der liegt ja ein bisschen länger hier, die Sachen irgendwo in die Kleiderkammer, wo auch die Soldaten ihre Uniformen hatten, gesteckt und da lagen meine Sachen irgendwo dazwischen. Auf den Gedanken selbst kam einer dieser Soldaten.

Die Schwestern hatten schon aufgegeben und hatten mir bedeutet, ich müsste bis 16.00 Uhr da bleiben, denn da hätte die Schwester dann wieder Dienst. So kam ich immerhin um 13.45 Uhr noch auf die Beine, nachdem also mehr als 3 Stunden vergangen waren, in denen ich zwischendurch die Befürchtung hatte, dass man meine Sachen gestohlen und verkauft hatte. In diesen 3 Stunden konnte ich mich dann sehr gut mit der Dolmetscherin unterhalten. Ich weiß gar nicht mehr, wie wir darauf kamen.

Es ging so los: „Wie gefällt Ihnen denn so das Krankenhaus?“, und da ich es nicht für richtig hielt, nun zu beschönigen und zu sagen, „Ach, das sieht aber ganz gut aus“, so habe ich ihr dann ganz klar gesagt, dass ich von den hygienischen Verhältnissen nicht viel halten würde und dass das also bei uns doch etwas anders aussähe, besonders eben in einem Infektionskrankenhaus. Dafür konnte ich mich dann aber lobend über Patienten und Personal äußern. Ich fragte sie dann auch, ob ich das alles auch in die Zeitung bringen könnte und sie meinte, ja, das sollte ich ruhig tun, denn auf die Weise würde sich dann auch vielleicht einmal etwas ändern.

Schwierigkeiten bekäme ich jedenfalls deswegen nicht. Wir kamen dann von einem zum anderen und zum Schluss ging es dann um politische Dinge und auch da musste ich sie leider enttäuschen. Sie stellt mir die Frage, ob ich in der Sowjetunion leben könnte, und da konnte ich nicht heucheln und habe ihr ganz klar nur mit „Nein“ geantwortet. Und auf die Frage „Warum?“ habe ich ihr verschiedene Punkte aufgezeigt, die einfach so grundverschieden von unserer Auffassung sind oder von meiner Auffassung sind, so dass ich in diesem Land nicht leben könnte.

Da wäre zum Beispiel das Recht der Minderheit auf eine eigene Meinung. Wir kamen auf Solschenizyn zu sprechen, wie man ihn hier in der Sowjetunion behandelt. Sie tat den Sachverhalt recht einfach ab, in dem sie zunächst behauptete, nun ja, er sei eben ihrer Meinung und der Meinung der meisten Leute nach, ein schlechter Erzähler und deswegen brauchte man ihn eben nicht zu drucken und nicht zu lesen. Auch als ich sie dann fragte, „Wer bestimmt das denn?“, sagte sie Folgendes: „Die Masse der Bürger würde eben ihre Regierung, den Sowjet, die Regierung in Moskau wählen, und diese Regierung würde halt den Willen des Volkes verkörpern, und diese Regierung hätte die Aufgabe, eben aus all dem Material, das es gibt, zu entscheiden, was ist für diese Leute das Nützliche, der Begriff tauchte sehr oft bei ihr auf, und was ist eben das nicht Nützliche oder Unnütze.“

Und da eben diese Regierung den Willen des Volkes verkörperte, gibt es im Grunde genommen keine Meinung dagegen. Und die Regierung habe eben erklärt, dass Solschenizyn unnützlich wäre, und damit war für sie der Fall erledigt. Als ich dann sagte, nun ja, aber es wird doch welche geben, die ihn mögen und die ihn gerne lesen würden, sagte sie, „Nein, wenn die Mehrheit das so und so entscheidet, dann muss sich die Minderheit in dem Moment völlig unterordnen“. Denn dass die Minderheit auch einmal Recht haben könnte, das ist unmöglich in ihrer Denkvorstellung. Sie fragte mich dann, ob ich in einer Partei wäre und ich sagte ihr, ich sei bei den Sozialdemokraten, und ich sagte ihr ganz offen, dass ich eben überhaupt nicht jede Entscheidung der Regierenden voll unterstützen könnte, und sogar einige ganz ablehnen würde, dass das mich aber in keinen großen Zwiespalt zu dieser Partei bringen würde, und es war ihr nicht verständlich zu machen. Sie gab zwar zu, dass wir auf Grund einer langen Tradition in westlichen Ländern eben diesen Pluralismus hätten, dass das aber für ihr Volk gar nicht notwendig wäre und auch nicht historisch bedingt verankert wäre, aus verschiedenen Ansätzen her, Probleme zu bedenken.

Wir kamen dann irgendwie auf das Soldatsein zu sprechen, wahrscheinlich weil auch die

Rotarmisten wieder da waren, und mich dann über sie als Dolmetscherin einiges fragten, was sie vorher auch mit Händen und Füßen nicht zuwege gebracht hatten bzw. was ich nicht verstanden hatte. Und wir tauschten so einige Informationen aus, betreffs Dauer des Wehrdienstes, Ausgang, und all dieser Dinge. Es war recht erstaunlich für diese Soldaten, überhaupt sich einmal vorzustellen, dass es anders gehen konnte, als es bei ihnen zuging. Bis jetzt habe ich oft den Eindruck, bis ihnen das jemand sagt, nehmen die Menschen hier all die Dinge hin, völlig hin, die ihnen von der Regierung vorgesetzt werden, und es regt sich nicht der geringste geistige Widerstand gegen einige dieser Anordnungen.

Dass ich bei der Bundeswehr nicht Offizier geworden war, war für meine Intourist-Führerin völlig unverständlich. Ich erklärte ihr, dass ich die Wahl gehabt hätte, und dass ich mich dagegen entschieden hätte, und auch aus welchen Gründen, nämlich, weil ich diese Verantwortung nicht tragen wollte, weil ich mich nicht so sehr mit diesem Verein identifizieren wollte. Das war für sie völlig undenkbar, dass jemand, der diese Möglichkeit hat, diese ausschlägt. Sie begründete das gar nicht mal so sehr mit Vaterland und Ehre, sondern, wie bei uns im Grunde häufig, einfach damit, „ja wenn ich das gemacht hätte, hätte ich doch einen einfacheren Job gehabt“.

Es passte ihr nicht und ging nicht in ihren Verstand hinein, dass jemand diese Ausbildung ablehnen konnte. Und überhaupt, als ich ihr von Kriegsdienstverweigerern erzählte, fehlte ihr jedes Verständnis, dass jemand, aus Gewissensgründen, den Wehrdienst verweigern könnte. Sie sagte dieses übrigens auch nicht den Soldaten weiter, die dabei waren, und überhaupt nur auf mein Drängen gab sie viele Informationen nur weiter, die ich dazwischen gestreut hatte, um diesen Soldaten klarzumachen, dass man viele Dinge auf dieser Welt anders sehen kann, als es in der Sowjetunion von der Partei vorgesehen wird.

Die Dienstzeit beträgt hier 2 Jahre für Normalsterbliche und 1 Jahr für Absolventen höherer Schulen bzw. Universitäten, also die Wehrgerechtigkeit scheint hier weniger verwirklicht zu sein als bei uns. Sie haben 5 Monate Grundausbildung und ihr normaler Alltag beginnt um 6.30 Uhr morgens und endet um 23.00 Uhr abends. Von wegen Feierabend und so, 17.00 Uhr wie bei uns, keine Rede. Sie kommen 1 Jahr lang nicht nach Hause und werden in der Regel im Grunde quer durch die Sowjetunion geschickt, also, die, die ich hier traf, waren aus Moskau und taten hier in Tbilissi Dienst, und entsprechend kommen die aus Tbilissi wieder woanders hin.

Vielleicht will man auf diese Weise die Verbundenheit der verschiedenen Nationen etwas fördern. Sie tragen sehr kurz geschorene Haare, das heißt Stoppeln, aber bedeuteten mir, dass sie früher ihre Haare sogar noch länger gehabt hätten als ich sie jetzt trage. Und überhaupt, dass das ziemlich üblich würde in der Sowjetunion, obwohl wir so viele Langhaarige hier nicht gesehen haben. Sie liebten auch die Beatles und die Rolling Stones, hatten aber ansonsten von westlichen Gruppen nicht so viel Ahnung.

Samstags und sonntags haben sie im Grunde frei und können dann in Uniform in die Stadt ausgehen. Werktags ist jeder Ausgang verboten. Ist ja auch klar, wenn man bis 23.00 Uhr Dienst hat, wird man kaum noch Verlangen haben, in die Stadt zu gehen. Auch über die Städte unterhielt ich mich mit Fräulein Ia, so hieß die Intourist-Führerin, und sagte ihr also, dass mir die Städte überhaupt nicht gefallen würden, dass das zwar zum Teil daran läge, dass eben im Krieg alles zerstört worden wäre, und dass diese Städte wiederaufgebaut werden mussten, aber trotzdem, bei uns ist ja auch viel zerstört worden, und unsere Städte sind auch wieder aufgebaut worden.

Es sieht aber doch ganz anders aus. Hier ist doch vieles sehr eintönig, immer die großen Lenin-Alleen, Lenin-Prospekte und wie die Straßen alle heißen mögen, immer die gleichen 5-6stöckigen Häuser, mit dem gelb-braunen Anstrich. Es fehlt die Farbe in diesen Städten. Man kann unserer Werbung so viel vorwerfen, wie man will, von wegen Beeinflussung und so. Jedenfalls bringt sie viel Farbe und Buntheit in unsere Städte. Außerdem hielt ich ihr den Wohnungsbau in Moskau vor, den ich einfach für unmenschlich halte und fragte sie, ob sie nicht glaube, dass unter ihrer jetzigen Regierung gerade in dieser Beziehung sehr schwer wiegende Fehler gemacht werden, die sicherlich eines Tages, wie man das ja in ihrer 55jährigen Geschichte schon öfter gemacht hat, wieder zu völligem Umdenken führen würde. Sie bezweifelte dies.